

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 17 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1915

Inhaltsverzeichnis: Auf Posten. Von Max Barthel. — Walter Crane. Von H. S. — Der Seelenglaube. Von B. Sommer. (Fortf.) — Sternenlicht. Von Adalbert Stifter. — Feuilleton: Brand. Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen. — Die törichtesten Bauern. Zwei Schwänke aus alter Zeit. Von Fritz Esner.

Auf Posten.

Nun ist der Morgen nicht mehr fern,
Schon rauschen Quellen, rauschen Bäume.
Am Himmel sinkt nun Stern auf Stern,
Im Herz versunkeln Glanz und Träume.
Der kühle, kühle Wind erwacht,
In dem die jungen Gräser beben;
Schlag deine Tore auf, du Nacht,
Wir schreien tief nach Luft und Leben!

Nun komm, du purpurn Sonnenrot,
Und teile deine Strahlenflügel —
Nun ist das Land von Glut durchloht!
— Bald springt der Tod von jenem Hügel,
Der scharf und klar
Sich zeichnet von dem Feuerkreisen,
In dem zwei Birken wunderbar
Nach den verglühten Sternen greifen.

Ein letzter Traum wird in mir wach
Und trägt mich wie auf leichten Schwingen —
Mit Rosen überbuscht ein Dach,
Auf dem die lieben Vögel singen.
Die Abendsonne glänzt im Land,
Uralte Rätsel sich entriegeln,
Die Häuser glänzen im goldnen Brand
Und lassen ihre Fenster spiegeln.

Wir halten unser kleines Glück
Behutsam in den harten Händen —
Was rufft du, Traum, in mir zurück?
Die Nächte sind noch rot von Bränden,
Die wüsten um manches Haus,
In denen auch ein Glück geborgen.
Der erste Schuß löst alles aus.
O Glanz! O Glück! O kühler Morgen...

Max Barthel, im Feld.

• • •

Walter Crane.

Am 14. März hat unser englischer Genosse Walter Crane nach einem langen, arbeitsreichen Leben seine freundlichen, lichtfrohen Augen für immer geschlossen. Ein hochherziger, guter Mensch, ein bedeutender Künstler ist mit ihm dahingegangen, dazu einer, der sich offen zum Sozialismus bekannte und in vielen seiner Werke dem Sehnen und Hoffen des kämpfenden Proletariats künstlerischen Ausdruck gab.

Crane's Leben verlief ohne äußerlich bedeutende Ereignisse und spielte sich, von einigen Reisen nach Italien, Griechenland und den Vereinigten Staaten abgesehen, in seinem Vaterland ab. Rasstloses und vielseitiges künstlerisches und literarisches Schaffen ist der hervorstechendste Zug seines Lebens, und eine Übersicht dessen, was er auf den verschiedensten Gebieten der bildenden Kunst und der Literatur geleistet hat, ist darum auch die umfangreichste Biographie des Künstlers.

Im Jahre 1845 als zweiter Sohn des Porträtmalers Thomas Crane in Liverpool geboren, verlebte er seine Kindheit in einer seine Talente und Neigungen fördernden künstlerischen Umgebung, und ein langjähriger Aufenthalt seiner Familie in Torquay, der altertümlichen Hafenstadt des landschaftlich reichen Devonshire, öffnen dem Knaben Herz und Auge für die Romantik und die Schönheiten der Natur, die sein ganzes Lebenswerk bestimmen. Er zeichnet und malt schon sehr früh mit großem Eifer und wird in seinen jugendlichen Versuchen von John Ruskin, dem berühmten Ethiker und Reformator der englischen Kunst, ermutigt. Mit 14 Jahren kommt Crane zum Holzschnitzer W. J. Linton in die Lehre, von dem er in die Graphik eingeführt wird und vor allem die Zeichnung für den Holzschnitt gründlich erlernt, was ihm später als Illustrator von großem Nutzen war. Er hat aber in jener Zeit noch etwas

mehr gelernt. Linton war nicht nur ein hervorragender Holzschnitzer, sondern auch ein genialer und freisinniger Mensch, Schriftsteller und Politiker, der regen Anteil an der Chartistenbewegung nahm und mit Mazzini und Garibaldi in freundschaftlichem Verkehr stand. Crane's Lehrer war zudem der Mann der geistvollen Lynn Linton, die wir aus ihrer „Wahren Geschichte Josua Davidsons“ kennen, diesem tapferen Angriff auf eine verrottete Gesellschaft und ein entartetes Christentum. Der Geist des Linton'schen Hauses war sicher nicht ohne Einfluß auf den jungen empfänglichen Crane, dessen Entwicklung zum Sozialismus deshalb auch nicht ausschließlich aus seiner späteren Freundschaft mit William Morris erwächst, sondern zum Teil auf Rechnung seines Lehrmeisters zu setzen ist, von dem der Künstler gern bis in seine späten Tage mit Liebe und Dankbarkeit sprach.

Mit vollendeter Lehrzeit, also schon mit 17 Jahren, hatte Crane für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Er begann neben eifrigen Malversuchen mit Illustrationen für verschiedene Zeitschriften, denen bald die Entwürfe zu den farbigen Kinderbüchern folgten, die nach und nach seinen Weltruf begründeten. Seine ersten Arbeiten dieser Art wie sein „Sing ein Lied um Sixpence“ oder „Das kleine Schwein, das auf den Markt ging“ waren im Vergleich mit seinen späteren vollendeten Büchern, wie „Babys Oper“, „Babys Asop“, das „Fest der Blumen“, „Pans Flöte“ und unzähligen anderen, noch ziemlich primitiv in Farbe und Linienführung, aber doch von so durchschlagendem und nachhaltigem Erfolg, daß sie eine Wiederauflage in neuerer Zeit rechtfertigten. Dieser Erfolg lag vor allem in der Fähigkeit des Künstlers, sich wie kaum ein anderer in die Kinderseele zu versenken, in seiner schrankenlosen und bezaubernden Phantasie und seiner naiven Schalkhaftigkeit, die das Entzücken und die Freude zweier Kindergenerationen waren. Künstlerisch sind die reiferen Arbeiten Cranes auf diesem Gebiet geradezu meisterhaft. Zusammen mit den seinen Bilderbüchern von Randolph Caldecott und Kate Greenaway wirkten sie auf den Buchhandel in hohem Maße anregend. Namentlich übten sie einen wohltätigen Einfluß in Deutschland, wo man bis in die neuere Zeit, die endlich die außerordentliche Wichtigkeit der künstlerischen Erziehung des Kindes erkannt hat, in farbigen Bilderbüchern meist konventionelles, wenn nicht geradezu schlechtes Zeug auf den Markt gebracht hatte.

Auch als Illustrator war Crane außerordentlich reich und vielseitig; keine Arbeit, die den Schmuck eines Buches bildete, war ihm zu gering, kein Gegenstand zu hoch oder zu schwierig für seinen Griffel. Von den einfachsten Randleisten und Initialen, von schlichten Vorsatzpapieren bis zu den Illustrationen klassischer Werke hat er tatsächlich alles gemacht, oder doch entworfen, was zum Schmuck des modernen Buches gehört. Unter den vielen Werken, die Crane illustriert hat, sollen hier nur Spencer und Shakespeare sowie Grimms Hausmärchen genannt werden, die er durch seine Zeichnungen den Engländern näher gebracht hat. Auch an den prächtigen Büchern der Kelmkott-Preß hat er mitgearbeitet. Die figürlichen Vollbilder zu Morris' Heldengedicht „Die glänzende Ebene“ sind von seiner Hand, während der Dichter die ornamentalen Rahmen dazu selber zeichnete. Wie alle Arbeiten Cranes stehen auch seine Illustrationen unter dem Einfluß der Antike, der italienischen Renaissance und der japanischen Kunst, haben aber trotzdem durchweg eine ausgesprochene persönliche Note. Sie sind alle reich an geistigem Gehalt, fein abgewogen in der Komposition und Raumverteilung, frei und leicht in der Linienführung und — was sehr wichtig ist — bilden fast immer eine organische Einheit mit dem Schriftsatz.

Aber nicht bloß in der Buchkunst leistet Crane außerordentliches, seine Kunst ist angewandte dekorative Kunst im weitesten Sinne des Wortes. Am meisten beschäftigt ihn die Decken- und Wanddekoration, bei der er in der Art, nicht selten auch im Stil, der italienischen Spätrenaissance sehr geschickt die Farbe mit der Plastik, die Malerei mit Aufstragarbeit in Stud verbindet. Daneben schafft er zahllose Entwürfe für Tapeten, Gobelins, Webereien, Zeugdruck, Glasmalereien, Gefäße, Fliesen, mit einem Wort: für alles, was zum Schmuck des Lebens gehört. Er ist von seiner dekorativen Mission überzeugt und spricht und schreibt über all diese Dinge. Und wenn ihm auch als Dichter, als der er sich auch versucht hat, keine besondere Bedeutung zukommt, als Schriftsteller über dekorative Kunst hat er in hohem Grade und weit über sein Vaterland hinaus fruchtbringend gewirkt. Seine „Forderungen der dekorativen Kunst“, „Linie und Form“, „Über den deko-

rativen Schmutz von alten und neuen Büchern" sind voll von Erfahrungen des Meisters und den ästhetischen Grundsätzen, nach denen er arbeitete, und bewegen sich in der Hauptsache auf den Wahn, die Ruskin und Morris gebrochen haben. Crane wird zu einem Auser im Streit gegen die herrschende Geschmacklosigkeit, gegen alles Gemeine und Häßliche unserer träumerhaften, gewinnstüchtigen Zeit. Durch all seine Reden und Bücher zieht sich wie ein roter Faden sein sozialistisches Glaubensbekenntnis an eine kommende Zeit, in der die Kunst in allen Formen das Leben erhöhen und das Schöne Gemeingut des ganzen Volkes sein wird, an eine große vollstündliche Kunst in einer freien Gemeinde.

Der Schwerpunkt und die Bedeutung von Cranes Schaffen liegt anerkanntermaßen auf dem Gebiet der angewandten Kunst, namentlich der Graphik. Als Maler von Staffelei- und Wandbildern wird unser Künstler etwas summarisch unter die Präraffaeliten gerechnet, eine Schule, die sich die italienische Frührenaissance zum Vorbild nahm, also ein Jugendzeitalter der Kunst. Sie kam jedoch — wie jede Richtung, in der moderne Künstler in Ermangelung eigener Art die Primitiven spielen — über eine äußerliche Nachahmung der großen Quattrocentisten nicht viel heraus. Ihr bekanntester Vertreter war Burne-Jones, von dem Crane allerdings beeinflusst wurde. Sonst schöpfte die Kunst unseres verstorbenen Genossen viel mehr aus der italienischen Spätrenaissance, auf die vor allem auch seine Manier verweist. Das bezieht sich freilich nicht auf die Farbe, die in Cranes Malereien ein untergeordnetes, dienendes Element bildet. Zeichnung und Komposition, Aufbau und Raumverteilung spielen die Hauptrolle in seinen Bildern, von denen wir nur die bekanntesten nennen wollen: die symbolisch reiche „Brücke des Lebens“ und den rhythmisch bewegten „Wettkampf der Stunden“. Daß die offizielle Kunst Crane als Maler boykottierte, ist kaum auf sein sozialistisches Credo zurückzuführen, denn das gleiche Los ist schon vielen „gutgesinnten“ Größeren als ihm widerfahren. Dagegen hat der Künstler gewiß für seine Überzeugung da und dort Opfer bringen müssen, wenn auch nicht in dem Maße, daß sie für eine Märtyrerkrone ausreichen würden. Es hat ihm nie an hohen Ehrungen und reicher Anerkennung seines künstlerischen Schaffens gefehlt, auch nicht unter unseren Segnern. Die Engländer sind in solchen Dingen vernünftiger und duldsamer als etwa die Deutschen oder auch die Amerikaner. Als unser Künstler im Jahre 1891 einem an ihn ergangenen Rufe folgend nach der Union ging, um sein Werk zu zeigen und Vorträge zu halten, wurde er von Künstlern, Literaten und Verlegern als berühmter Mann gefeiert, von den „respectablen“ Leuten jedoch mit demonstrativer Kühle behandelt.

Ihnen war es ein Greuel, was uns den Künstler lieb macht: sein sozialistisches Bekenntnis, sein unerschütterlicher Glaube an eine schönere Zukunft der Menschheit, dem er in vielen Zeichnungen Gestalt gegeben hat. Einige davon kamen als selbständige Blätter heraus, die meisten waren aber für die englischen Parteiorgane „Commonweal“ und „Justice“ gezeichnet und dienten, sei es in humoristisch-satirischer, sei es in ernster, pathetischer Weise den jeweiligen Bedürfnissen der sozialdemokratischen Propaganda. Es sind Kampfbilder, deren künstlerischer Wert durch ihre Tendenz keinen Abbruch erleidet. Wie sich die herrschende Klasse in der barocken Gestalt der verlebten, aufgepuyten „Miss Grundy“ vor ihrem eigenen Schatten — dem drohenden Proletariat — fürchtet, ist ein vernichtender Hohn auf unsere Gesellschaft. Den Stempel immerer Überzeugung tragen die Bilder, in denen der Sozialismus als streitbarer Held den Drachen Kapitalismus überwindet und damit die Welt von allen Abeln befreit. Cranes Figur der Arbeit im Gedenkblatt auf die in ihrem Blute erstirbte Kommune von Paris ist von mächtigem Wurf, und verkündet, wie das groß angelegte Maibild von 1891, das dem kämpfenden Proletariat der ganzen Welt gewidmet ist, den endlichen sicheren „Triumph der Arbeit“.

Die bildenden Künstler unserer Zeit sind in ihrer großen Mehrheit Diener und Schmaroger der herrschenden Klassen, deren Forderungen und Bedürfnissen sie entgegenkommen. Nur wenige von ihnen haben den Mut, ihnen einen Spiegel vorzuhalten oder gar ihre Kunst in den Dienst der Armen und Unterdrückten zu stellen, wie Walter Crane. Wir wollen darum sein Andenken hochhalten und legen dankbaren Sinnes einen immergrünen Kranz auf sein frisches Grab.

H. S.

Der Seelenglaube.

Von B. Sommer.

(Fortsetzung.)

Die Nachsicht und Boshaftigkeit der Geister sind also die Ursachen alles Übels, besonders auch der Krankheiten von Mensch und Vieh. Daß jemand ohne äußerlich geschlagen oder verwundet zu

werden, sich unwohl fühlen kann, ist dem Naturmenschen unaussprechlich. Ein unsichtbarer Geist muß der hämische Täter sein. Diese Annahme liegt um so mehr auf der Hand, als die Krankheiten, denen der Urmensch, zum Beispiel der Australneger am meisten ausgesetzt ist, einen auffallenden und schmerzhaften Verlauf haben. Meist handelt es sich um Muskelrheumatismus, Fieber, Geschwülste und Geschwüre oder um nervöse Störungen wie Tobsucht, Schlafwandeln, zeitweise Bewußt- und Empfindungslosigkeit. Noch in den christlichen Evangelien werden bestimmte Krankheiten einfach „Besessenheit“ genannt.

Vor allem ist es die Fallsucht (in Deutschland örtlich „das böse Wesen“ genannt) mit ihren plötzlichen und beängstigenden Erscheinungen, die „Besessenheit“ vortäuscht. Sie ist bei Naturvölkern häufig und überall da, wo eine hohe Reizbarkeit des Nervensystems vorhanden ist. Noch Griechen und Römer nennen die Fallsucht die „heilige Krankheit“, und jede Volksversammlung, jede Tempelfeier wurde abgebrochen, wenn ein Anwesender einen Krampfanfall erlitt. Es hatte sich dann, so wählte man, ein böser Geist eingeschlichen. Auch die „Besessenen“ der Bibel sind Nerventränke.

Bei der Heilung handelt es sich immer darum, den Geist auszutreiben, und zwar durch die Macht eines guten, „heiligen“ Geistes. Dieser Gedanke lebt sogar noch heute in unserer Mitte fort. Noch heute hören wir hier und da von einem katholischen Geistlichen, der den „Exorzismus“, die Austreibung der bösen Geister ausgeführt hat. Das Niesen halten alle Naturvölker für das Ausfahren eines bösen Geistes, und auch wir sagen: Zum Wohl! was eine ursprüngliche Beschwörungsformel ist. Die Sage, daß der Teufel mit Gevölkern und Gestirnen davonfähre, hat ihren Ursprung in den schmerzhaften Verdauungsstörungen und dem, was darauf folgt. Wie die Geister zu behandeln und auszutreiben sind, darüber haben sich je nach den Lebensverhältnissen der verschiedenen Völker die mannigfaltigsten Gebräuche und Anschauungen herausgebildet.

Der Wilde fürchtet den Tod weniger als wir, weil er weniger an die Zukunft denkt als wir. Das bedeutet nicht, daß ihm der Tod gleichgültig oder gar schätzenswert erscheint. Den natürlichen Tod aus Altersschwäche kennt er fast gar nicht; die meisten Wilden sterben eines gewaltsamen Todes, durch Krankheit, Hunger, Naturgewalten, durch die Hand eines Feindes — oder der eigenen Stammes- und Sippenangehörigen. Kranke und Alte kann nämlich die schweifende Horde in ihrem harten Kampfe um die Existenz nicht brauchen. Sie hat gar nicht die Möglichkeit, sie mitzuführen, zu pflegen und zu ernähren. So werden denn die Kranken und Schwachen entweder einfach in der Wildnis zurückgelassen, wo sie zugrunde gehen beziehungsweise von wilden Tieren gefressen werden, oder sie werden von ihrer eigenen Horde getötet, sogar verzehrt.

Das mag uns schauderhaft erscheinen. Zartgefühl kennt der Wilde nicht, und zudem erscheint unter den Umständen die Tötung und auch das Verpeistwerden den Betroffenen durchaus ehrend, wenn nicht gar als Wohltat. Denn die Seele des Verpeisten geht in die Lebenden über, braucht also nicht rühelos umherzuschweifen. Der Lebende aber erwartet von der Aufnahme der verpeisten Seele Stärkung der eigenen Lebenskraft, vor allem, wenn der Tote ein tapferer Krieger war. Frauen werden nie verpeist, weil die Wilden annehmen, daß ihr Genuß feige macht. Ihre Seele — wenn man ihnen überhaupt eine zugesieht — fürchtet man nicht. Nach der Meinung der meisten Wilden besitzt die männliche Seele die Kraft, Unheil anzurichten, und das soll am einfachsten durch die Verpeisung des Toten verhütet werden. Durch die Verzehrung der Leichen schlägt der Wilde also mehrere Fliegen auf einmal: er entledigt sich lästiger Mitesser, erzeigt den Opfern eine Ehre, schützt sich vor boshaften Geistern und kommt selber zu einem ausgiebigen und stärkenden Braten.

Die Altentötung, wenn auch ohne Leichenraub, hat sich bis in die Zeiten der Halbkultur erhalten, obwohl es hier nicht mehr so an Nahrung mangelte wie auf der früheren Stufe. Sie ist heute noch in Nordasien üblich, auf den Südsibirien, bei einzelnen Indianerstämmen und Negervölkern. Mit Zustimmung der Opfer wird sie nicht bis zum Grau- und Wackligwerden hinausgeschoben. Es ist dabei der schon erwähnte Glaube maßgebend, daß die Seele in der Verfassung weiterlebt, die der Körper beim Tode hatte. Dieser Glaube ist der Grund, warum es, wie alle Reisenden bezeugen, so wenig wirklich alte Wilde gibt. Der Engländer Wilke fand an einem Orte Polynesiens unter mehreren hundert Einwohnern keinen Mann, der über 40 Jahre alt sein konnte. Die Älteren waren alle getötet worden, meist von den eigenen Kindern, denen diese Pflicht in erster Reihe obliegt. Wer bereits Enkel hat, muß immer gewärtig sein, durch Familientratsbeschlüsse getötet zu werden. Auf diese Weise wird beim Stande einer noch unbesorgten Lebensfürsorge die „Magensfrage“ am einfachsten gelöst.

Auch in Europa bestand einst diese harte Sitte. Zwar führen es römische Schriftsteller auf verschiedene Anlässe zurück, daß die sogenannten Depontani, die sechzigjährigen Greise einst in Rom von der Tiberbrücke hinabgestürzt zu werden pflegten. Allein man ist berechtigt, in der zur Sage gewordenen Tatsache einen Rest der Altenausstoßung zu erblicken. In einer Anzahl altgriechischer Staaten wurde von Amtswegen der Schierlingsbecher dem gereicht, der sich aus einem triftigen Grunde das Leben nehmen wollte; als triftiger Grund aber galt das überschrittene sechzigste Lebensjahr. Das war sicher ein Rest der Altentötung, die auch bei den Slaven üblich war, die in Deutschland wohnten. Von den Bagriern und Lituzen (Wlizen) der alten Zeit wird ausdrücklich gemeldet, daß sie ihre alten Leute gegessen haben. Die Erinnerungen an die deutsche Vorzeit gehen allerdings nicht in eine gleichferne Vergangenheit zurück, immerhin erzählt die Sage der Sachsen von Wittekind's Flucht folgendes: „Wittekind wurde, wie noch ein jeder in der dortigen Gegend weiß, zu Engler in Westfalen von den Franken geschlagen (783), und viele blieben dort auf dem Wittenfelde tot liegen. Flüchtend zog er gegen Ellerbruch; als nun alles mit Weib und Kind an die Furt kam und sich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil sie aber dem Feinde nicht in die Hände fallen sollte, so wurde sie von den Sachsen lebendig in einem Sandhügel bei Bellmann's Klamp begraben; dabei sprachen sie: 'Krup under, krup under, de Welt is di gramm, du kannst dem Rappel (Kärrn) nich mer folgen.' Spul hat mancher hier gesehen, mancher auch nicht; aber über das weiße Feld geht doch niemand gern bei Nacht. Die meisten wissen aus alter Zeit her, daß in lärmendem Zuge die Heere mit blanken Spiege'n dort ziehen.“

Tod und Krankheit, soweit sie nicht durch rohe Gewalt verursacht sind, erscheinen dem Kulturlosen als Wirkung böser Geister. Die Geister handeln aber nicht immer aus eigenem Antrieb. So gut der Mensch durch Zauberei den Geist vertreiben kann, ebensogut vermag er durch Zauberei einen Geist zu bestimmen, dies oder jenes anzuführen, er beherrscht. Wie man auf einer etwas höheren Kulturstufe für den Mord an dem Mörder oder dessen Stamm Blutrache nimmt, so versucht man auch an dem unbekanntem Hexenmeister für den angetanen Schaden oder die zauberische Tötung eines Verwandten sich zu rächen. Es kommt dabei vor allem darauf an, den Täter herauszufinden. Durch allerhand Orakel sucht man den Schuldigen festzustellen — wobei oft der Leichnam des Getöteten mitwirken muß — oder auch durch den Vernunftzauberer, der auf dieser Stufe schon vorhanden ist. War der Unheilstifter ein Mann oder Zauberer des benachbarten Stammes, so ist der Kriegsfall gegeben, diese Fehde endigt nicht eher, als bis ein Feind im Kampfe oder durch Meuchelmord für den Toten mit dem Leben gebüßt hat. Dann ist der Geist des Getöteten befriedigt, der sonst dem eigenen Stamm vielleicht großen Schaden zugefügt hätte. Nun aber muß der andere Stamm wieder Blutrache nehmen. So kommt es zu einem ganzen Rattenkönig von Blutrachen, die nicht selten mit der Ausrottung eines ganzen, einst mächtigen Stammes endigen. Die Forscher sind sich darin einig, daß bei diesen Blutrachen die Zauberer im Interesse ihrer Macht eine unheilvolle Rolle spielen. Wo die Zauberer weniger zu bedeuten haben, begnügt man sich bald mit einem Ersatz, mit dem sogenannten Bergeld, das ist Mannesgeld.

Wie dringen die Geister in den Körper ein? Vielfach in Gestalt von Tieren, wie Schlangen, Eidechsen, Mäusen usw. In allem, was huscht, wohnen die Seelen besonders gerne, man vergleiche die von uns angeführten deutschen Sagen. Sind sie in den Menschen gelangt, so zehren sie von seinen Eingeweiden, bis der Tod eintritt. Aufgabe des Zauberers ist es, sie herauszuholen. Doch davon später.

Hier nur noch zwei Fragen von größerer Bedeutung, nämlich wie der Urmensch sich die Seele eigentlich vorstellt, und wo er sie sich vorstellt. Beide Fragen hängen eng zusammen. Bis in die neuere Zeit hinein haben sich Theologen und Philosophen damit beschäftigt. Die alten griechischen Philosophen sahen die Seele rein körperlich, als eine Substanz, und noch die Wissenschaft der Neuzeit hat unter anderem auch die Zirbeldrüse im Gehirn als Sitz der Seele angenommen. Die jetzige Forschung hat freilich erkannt, daß die Zirbeldrüse das rückgebildete dritte Auge ist, das nach den Knochenfunden urweltliche Saurier tatsächlich auf dem Kopfe getragen haben.

Da der Atem mit dem Leben entwich, wurde er vor alters für die Seele selber gehalten. Daß er teils sichtbar, teils unsichtbar ist, machte ihn der Seele nur ähnlicher. Vielerorts durften Priester, um ihren menschlichen Hauch nicht mit dem Gotte zu vermischen, im Allerheiligsten ihrer Tempel nicht ausatmen oder mußten mindestens Maulbinden tragen. Der alte Römer grüßte ein Götterbild, indem er sich die Hand vor den Mund hielt. Auch nach der bekannten biblischen Legende (Evangelium Johannes 20, 22) teilte Jesus

seinen Schülern seinen Geist (wörtlich: Atem) durch Anblasen mit. Die Urchristen gaben diesen Geist dann bei der Taufe durch den Ruf weiter, der also seinem eigentlichen Sinne nach eine Atemmitteilung beziehungsweise Seelenmischung und deshalb im Wesen vom Eskimoluf nicht verschieden ist, der im Aufeinanderdrücken der Nasen besteht.

Der aufgezeigte Zusammenhang drückt sich noch in der Sprache aller Völker aus, und auch die der höchstzivilisierten haben ihn noch erhalten. Altindisch ist atman der Atem und die Seele, das Griechische besitz mindestens sechs dialektisch verschiedene Formen von atmo: Hauch, Dunst, Atem, Rauch usw. und Seele (davon auch Atmosphäre, der Dunstkreis der Erde); Hebräisch ruach. Pneuma griechisch, halitus und spiritus lateinisch bedeuten alle zugleich Wind, Atem und Geist. Auch das germanische „Geist“ schließt, besonders in seinen nordgermanischen Formen, den Begriff des Blases, Wehens und Atmens ein. „Der Hauch seines Mundes“ ist im Althochdeutschen „sines mundes geistu“ und der „heilige Geist“; atum wihan: ge-weihter Atem. Die moderne Scheidung von Atem und Geist geht erst von Luthers Bibelübersetzung aus. In ihr wird später überall für den sinnlichen Begriff das erstere Wort — Odem — verwendet, für den übertragene das Wort Geist; in den ersten Auflagen steht jedoch zum Beispiel Jesaja 11, 4 noch: der Geist seiner Lippen.

Auch das Blut, mit dem das Leben zugleich entflieht, wurde der Seele gleichgesetzt, besonders bei vielschlachtenden Gruppen. Die Bibel sagt 5. Mose 12, 23: das Blut ist die Seele, und da Seelenspeise auf der von den Juden damals erreichten Kultus- und Kulturstufe nicht mehr den Menschen gebührt, sondern nur noch der höchsten Seele, so soll der Mensch sie nicht genießen, sondern sie seinem Gotte „ausschütten wie Wasser“. Es ist natürlich auch nicht zufällig, daß lateinisch das Blut sanguis, und heiligen, weihen, widmen sanctio heißt. Das Blut kam auch bei den alten Römern einst der Gottheit allein zu. Blut ist eben ein ganz besonderer Saft, wie aus den vielfältigen Blutopferbräuchen hervorgeht, über die noch zu reden sein wird. Der christliche Teufel, der dem lieben Gott so gern eine Seele abspensig macht, schließt als gerissener Geschäftsmann seine Verträge stets schriftlich und läßt sie mit Blut unterzeichnen. Das winzige Tröpfchen aus seinem Kontrakt sichert ihm die Seele des Unterzeichners, denn es ist ein Teil des Menschen, der Teufel hat jemanden ganz, von dem er erst einen Teil besitzt. Blutbrüder-schaften werden in der ganzen Welt zwischen sonst unverbundenen Personen in den verschiedensten Formen geschlossen, aber stets dadurch, daß man gegenseitig das Blut mischt, wohl auch solche Mischung genießt. Blutmischung ist eben Seelenmischung.

Auch der Speichel kann die Seele enthalten. Wie ältere Berichte schon von Kegern erzählen, die Steine einfach anhauchten, um sie dann als wirksame Zaubermittel zu benutzen, so berichtet ein neuerer Forscher von einem Australier, der Steine in den Mund nahm und sie dann als zauberkräftig verkaufte. Der Mann traute sich, besser gesagt seiner Seele etwas zu, und wenn er selber vielleicht auch an seiner Kraft zweifelte, — seine Kundschaft, die ihr gutes Geld bezahlte, glaubte sicherlich daran. Der altbabylonische Schöpfergott Ea befehlte die Menschen mit dem „Speichel des Lebens“, und ein Gebet an den mindestens tausend Jahre jüngeren Stadtherrn Marduk von Babel hat den Satz: O Marduk, dein ist der Speichel des Lebens. (Schluß folgt.)

o o o

Sternenlicht.

Oft und oft, wenn ich die ewigen Sterne sah, diese glänzenden Tropfen, von dem äußeren großen Weltozean auf das innere blaue Glöcklein hereingespritzt, das man über uns Infusionskierchen gedeckt hat — wenn ich sie sah und mir auf ihnen dachte dieses Unmaß von Kräften und Wirkungen, die zu sehen und zu lieben ich hienieden ewig ausgeschlossen bin; so fühlte ich mich fürchterlich einsam auf der Insel „Erde“ — und find denn nicht die Herzen ebenso einsam in der Insel „Körper“? Können sie einander mehr zusehnen als manchen Strahl, der noch dazu nicht immer so freundlich funkelt als der von den schönen Sternen? Wie jene Herzen des Himmels durch ein einziges ungeheures Band verbunden sind, durch die Schwerkraft, sollten auch die Herzen der Erde verbunden sein durch ein einziges ungeheures Band — die Liebe — aber sind sie es immer?

Noch sind Kriege, noch ist Reichtum und Armut.

Was hat denn der unergründliche Werkmeister vor mit dem Goldtorn Mensch, das er an einen wüsten Felsen klebt, dem gegenüber der glänzende Sand einer endlosen Küste schimmert, der Saum eines unentdeckten Weltteils? Und wenn bereinst ein Rachen hinüberträgt, wird da nicht etwa wieder eine neue, schönere Küste herüberschimmern? —
Abalbert Stifter.

Brand.

Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen.
(Aus dem dritten Akt.)

Der Vogt. . . . Ich mag gern etwas Poesie.
Das tun im Grund wir alle, die
Wir hier dabem; — wiewohl verhalten; —
Im Leben darf sie niemals walten, —
Nur von Glock' sieben bis Glock' zehn
Des Abends, wenn wir müßig gehn,
Und man, vom Tagwerk müd und matt,
Ein Aufschwungsbad vorwöhnen hat.
Was uns an Ihrem Treiben irrt,
Das ist: Sie woll'n — stirb oder gib!
So sä'n wie mäh'n auf einen Hieb.
Sie trachten, wie die Dinge scheinen,
Idee und Leben zu vereinen, —
Sie woll'n den Täter mit dem Väter
So innig in ein Joch geschnürt,
Daß eins draus wird, wie aus Salpeter,
Karbon und Schwefel Pulver wird.

Brand. Erraten.

Der Vogt. Doch in dieser Weise
Bewirtschaftet man größere Kreise.
Die werden Ihrem Wunsch genügen,
Uns ziemt nur, Moor und Meer zu pflügen.

Brand. Pflügt mir zuvörderst Euer leer'
Geprahl von Ruhm hinab ins Meer!
Ein Zwerg wächst darum ein Haar,
Weil Goliath sein Krahn war.

Der Vogt. Große Erinnerungen stärken.

Brand. Ja, — treiben sie zu neuen Werken.
Doch Ihr schuft jenes Säkulum
Zu Eures Stumpffims Faulbett um.

Der Vogt. Mein erstes bleibt mein letztes Wort;
Am besten wär's, Sie zögen fort.
Hier wird Ihr Wirken nur versanden,
Ihr Weltanschauen nicht verstanden.
Das Trösten auf ein besser Morgen,

Den Aufschwung, der von Frist zu Frist
Geplagtem Volk vorwöhnen ist,
Werd' unverdrossen ich befehle.
In meiner ganzen Laufbahn spricht
Gar viel von wohlgefüllter Pflicht;
Ich hab' des Volkes Zahl verdoppelt,
Verdreifacht schier, zudem zugleich
Bald den, bald jenen Nahrungszweig
An diesen Fjordstrich gekoppelt.
Mit trophender Natur im Kampf
Sind fortgerückt wir mit Dampf,
Und Wege ziehn sich, Brücken streben —
Brand. Doch nicht vom Glauben hin zum Leben.

Der Vogt. Vom Fjord bis hoch zum Gletscher-
schnee.

Brand. Nicht zwischen Handlung und Idee.
Der Vogt. Erst Urbarmachung, Spann' um
Spann',

Erst Fortkunst zwischen Mann und Mann, —
Darüber war ein Urteil nur,
Ob' Ihr Geist in die Leute fuhr.
Des Grubenlichts gewohnten Schein
Verquicken Sie mit Nordlichtsflammen;
Wen läßt solch Zwielficht da noch scheiden,
Was recht, was unschuldig Leiden?
Jedwed Verhältnis rann zusammen; —
Und die vereinigt siegen sollten,
Stehn in zwei Häusern nun zerschollen.

Brand. . . . Soll' ich nach Ihrem Ratschlag
handeln,

Ich müß' mein innerst Besen wandeln.
Doch das just gilt's: Sich selbst zu leben,
An sein Wert ganz sich hinzugeben;
Und dies, mein Wert, ich fuhr's hinaus,
Daß es soll leuchten um mein Haus!
Das Volk, das Euer Führertrott
Einläserte, wach' auf zu Gott!
In Eures Engstins Zwinger schwur
Es ab bald letzte Vergnatur;
Aus Eurer Kleinheit Hungertur
Hervorgeht jeder stier und stur;
Ihr sogt ihm aus sein bestes Blut,
Ihr grabt ihm 's Mark aus seinem Mut;

Ihr pochtet mübe jedes Herz,
Und sollte stehn wie gossien Erz; —
Doch noch — wie lang sein Groll auch schwieg —
Stann's Euren Ohren donnern: Krieg!

Der Vogt. Krieg?

Brand. Krieg!

Der Vogt. Gut; fangen Sie nur an!
Sie fallen als der erste Mann.

Brand. Einst wird gewaltig offenbar,
Daß Unterliegen Siegen war!

Der Vogt. Brand! Brand! Sie stehn an einer
Beide;

Wenn Sie der Einsatz nur nicht reut!

Brand. Ich wag' ihn.

Der Vogt. Nimmt's ein schlimmes Ende;

So ward Ihr Lebenstag vergeud't.
Sie haben, was das Herz begehrt;
Erbgut wird Ihnen aufgedrängt;
Ein Kind macht Ihnen 's Leben wert,
Ein Lieb' Gemahl; — das Glück, es hängt
Vor Ihnen wie die reife Beere!

Brand. Und wenn ich dennoch diesem Glück,
Wie Sie's verstehn, den Rücken lehre?
Falls ich es muß?

Der Vogt. Vergeben Stüd
Entroll'n Sie der Fernabwelt hier
Ihr vollkriegwedendes Panier!
Ziehn Sie zum Süden, zu Gestaden,
Wo lähne Köpfe mehr in Gnaden;
Dort sammeln Sie die Starkgemuten
Und lassen die Gemeinde bluten;
Hier opfern wir nicht Blut, — nur Schweiß,
Im Kampf um Brot mit Stein und Eis.

Brand. Hier bleib' ich doch. Hier ist mein Herd.
Und wo mein Herd ist, liegt mein Schwert.

Der Vogt. Sie wissen, was sie als Nichtsieger
Verlieren — und nie mehr erreichen!

Brand. Mich selbst verlör' ich, wollt' ich weichen.
Der Vogt. Brand, fruchtlos kämpft ein ein-
famer Krieger.

Brand. Die Besten sollen mir Folgschaft leisten.
Der Vogt (lächelt). Mag sein, — doch mir die
meisten.

Die törichtesten Bauern.

Zwei Schwänke aus alter Zeit.

Unter den Bauern zu Dunkselbach im Schwarzwald gürte es schon seit langem, dem die Herren von Rüddestolz trieben es mit Zins und Fronden und Leuteschinden gar arg, also daß den Bauern kaum das nackte Leben blieb. Da kamen sie seit Monden zur Nachtzeit zusammen und schmiedeten in Fleiß und Geduld ein mächtiges Schwert, lang und breit und stahlhart wie das Schwert des großen Karl in der Gruft zu Nachen; dabei fangen sie trugige Lieber von der Freiheit aller Christenmenschen und verschworen sich, die Tyrannen zu verjagen und Bald und Weide wieder wie in Urbäterzeit zur gemeinen Mark zu schlagen. Und solch einen großen Mut gab ihnen der Gedanke an ihr Schwert, daß sie seither dem Junker in mancherlei Art zu trotzen wagten, ja, auch durchbliden ließen, wie es nicht geraten sei, wenn der Herr die Zügel zu straff anziehe. Als der Ritter nun merkte, wie es mit den Bauern stand, fuhr ihm ein gewaltiger Schreck durch die Glieder, und er samm und pflanzte manche Tag und Nächte und schickte seine Leute aus, das Schwert zu suchen und zu zerbrechen. Aber das gelang ihnen nicht. Da ward dem Junker bang im Herzen, und er dachte: „Wie, wenn die Bauern rings im Lande gemeinsame Sache machen? Ich bin zwar ein gewaltiger Degen, aber viele Hunde sind des Hasen Tod. Ich will sie schrecken mit meinen edlen Nachbarn, den Herren von Eisenfaust und vom Raubstein.“ Und so geschah es. Aber kurzem lagen sich die Herren Nachbarn in den Haaren. Sofort schickte der Junker Boten an seine Leute und ließ ihnen sagen, der Feind sei da und bedrohe alles Land mit Mord und Brand. Da holten die Bauern ihr Schwert hervor, zogen in hellen Häusen vors Schloß und riefen: Herr nimm's! Im Herzen aber hofften sie, der Junker werde nach dem Siege den Wald herausgeben und die Fronden erlassen.

Nun weiß man nicht, wie die Sache eigentlich ausgegangen ist. Die einen erzählen, als man den Bauern nach dem großen Schlagen das Schwert herausgab, sei es in viele Stücke zerbrochen gewesen,

und die Dunkselbacher hätten ein halb Jahrhundert wieder daran zu schmieden gehabt. Andere meinen, der Junker habe das Schwert überhaupt nicht mehr herausgegeben. Alle Chronisten sind sich aber darin einig, daß der Junker keinen Augenblick daran dachte, auf Wald, Fronden und Zinsen zu verzichten. Die Bauern hatten ja kein Schwert mehr. . . .

Auf der Alm am Schreckensgrat ging es gar wüst her. Der Toni war mit seinem Anhang hinaufgerückt, um den Sepp von dem Streifen Landes zu vertreiben, auf den er, wie er sich hoch und heilig verschwor, mehr Anrecht habe als der schuftige Sepp, der ihm nicht das geringste auf Gottes Erde gönne. Bald war eine tolle Kauferei im Gange, und das rote Blut troff nur so den beiden hitzigen Burschen aus Nase und Stirn. Schließlich packten sich die beiden Gegner, und es gab einen regelrechten Ringkampf. Krach, ging's mit Zerren und Schieben über den Baum hinweg, der zum Schutz für unvorsichtige Mensch und Tier am Rande der Felsplatte errichtet war, wo's viele hundert Fuß jäh abwärts in die Tiefe ging. „Halt,“ schrie der Martin vom Geiershof und wollte die Wütenden zurückhalten, „seht ihr denn nicht, daß ihr ins Verderben rennt?“ Nun wirst du aber eher zwei Liebende, denn zwei verbissene Gegner trennen. „Ein Schuft, wer mich stört,“ schrien beide aus Leibeskräften, „jetzt, da ich ihn gleich am Boden habe! Jetzt heißt's durchhalten!“ Und traten in der Wut, da sie sich mit den Fäusten gepackt hatten, mit den Füßen nach denen, die sie trennen wollten. So geschah denn, was kommen mußte. Plötzlich verschwanden beide zum Entsetzen der Zuschauer in der Tiefe. Nach einer atemlosen Pause kroch der Peter Dof, den sie alle im Dorf für nicht ganz richtig im Oberstübchen hielten, an den Rand des Abgrunds, spähte vorsichtig hinauf, drehte dann sein rundes Vollmondgesicht den anderen zu und rief freudestrahlend: „Der Toni hat gesiegt, der liegt oben!“
Fritz Elsner.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Betkin (Bundes), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.